

# Berliner Tageblatt

## und Handels-Zeitung.

Über umbelegte eingelebte Manuskripte über-  
nimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.  
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

### Die preussische Klassenpolitik.

Die Beschlüsse der verstärkten Budgetkommission des preussischen Dreiklassenabgeordnetenhauses über die Zuschläge zur Einkommensteuer fordern in höchstem Maße die Kritik ausföhrlich herbei, und wir wiederholen deshalb nur, daß vom 1. April dieses Jahres ab von allen Einkommensteuerpflichtigen und Ergänzungsteuerpflichtigen ein Steuerzuschlag zur Einkommensteuer erhoben werden soll.

Dieser Zuschlag ist allerdings nur als Provisorium gedacht. Er soll nur bis zu einer organischen Neuordnung der direkten preussischen Staatssteuern in Gültigkeit bleiben. Die Kommission erwartet eine entsprechende Gesetzesvorlage von der Staatsregierung innerhalb der nächsten drei Jahre. Aber ob diese Vorlage eingebracht wird, wann sie kommt, wie sie aussieht, das weiß niemand. Noch weniger, ob sie angenommen wird. Solange aber diese „organische Neuordnung“ nicht verabschiedet worden ist, soll die jetzige „vorübergehende Maßregel“ beibehalten werden. Man will, sich mit solchen Zusatzen abfinden lassen. Wir danken dafür, und wir halten es für unsere Pflicht, die Öffentlichkeit auf diesen Zeitpunkt, der gegen die Taschen der Steuerzahler geplant wird, mit allem Nachdruck hinzuweisen.

Man ist in ewiger Verlegenheit, ob man mehr den preussischen Finanzminister oder den Dreiklassenlandtag für die in jedem anderen Parlament ungläubigen Beschlüsse auf dem Gebiet der direkten Steuern verantwortlich machen soll. Herr v. Rheinbaben, so wenig er im allgemeinen von Rücksichten auf die breite Masse des Volkes angekränkt sein mag, hat es doch nicht riskiert, eine so allgemeine Anziehung der direkten Steuerstränge zu empfehlen, wie sie jetzt von der Kommission des Dreiklassenlandtages gefordert wird. Er wollte die Erhöhung der direkten Steuern erst von den Einkommen über 7000 Mark eintreten lassen. Aber wir machen ihm zum Vorwurf, daß er keine so unbrauchbare und ungerechte Steuer wie die Gesellschaftsteuer vorschlug, daß er bei den Zuschlägen zur Einkommensteuer bei den Einkommen von mehr als 100.000 Mark Schluss machte, und am meisten tadelt wir, daß er sofort umgefallen ist, als ihm die Kommission des Dreiklassenlandtages die Erhöhung der Steuer auf die niedrigen Einkommen präsentierte.

Wo bleibt da eigentlich die gesegnete Ueberzeugung des Leiters der preussischen Finanzen? Fürst Bülow hat sich in seiner Rede vom letzten Dienstag bereits auf den Minister v. Rheinbaben berufen, der in Sachen der Nachlasssteuer aus einem Saulus zu einem Paulus geworden sei. Man nahm es als Ironie. Aber nach der neuesten Leistung des Herrn v. Rheinbaben muß man überhaupt an seinen finanzpolitischen Grundfragen zweifeln.

Damit kann insofern der Dreiklassenlandtag in keiner Weise entschuldigt werden. Aus dem bürgerlichen Bericht, der bisher aus der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses vorliegt, läßt sich ja über den Verlauf der Debatte nur wenig entnehmen. Wir sehen als selbstverständlich voraus, daß wenigstens die Anse mit aller Entschiedenheit die reaktionäre Verschlechterung der Einkommensteuer bekämpft haben wird. Aber es bleibt deshalb nicht weniger bestehen, daß die übergroße Mehrheit des Dreiklassenlandtages ohne Rücksicht auf Verarmung und Billigkeit, aus ungetrübtem Klassenegoismus,

einen großen Teil der niedrigen Einkommen zu belasten sucht, während sie schon bei den Einkommen über 30.000 Mark in der Progression anständig halt macht. Statt mit den Steuerzuschlägen bei 7000 Mark anzufangen, will die reaktionäre Mehrheit des Abgeordnetenhauses bereits bei den Einkommen von 1200 Mark beginnen, und die Konservativen und Freikonserverativen hatten sogar den Antrag gestellt, mit dem Steuerzuschlag schon bei Einkommen von 900 Mark einzulegen. Das Zentrum, das wie so oft auch diesmal seinen Willen durchdrückte, konnte sich noch im Lichte der Volksfreundlichkeit sonnen, als es erklärte, daß die physischen Personen unter 1200 Mark nicht mit dem Zuschlag belegt werden dürfen.

Nur aus der Klassenpsychologie des Abgeordnetenhauses heraus ist es zu erklären, daß ein solcher Beschluss mit großer Mehrheit angenommen werden konnte. Er ist in jedem Falle verwerflich, aber er muß in diesem Augenblick doppeltem und dreifachem Widerspruch begegnen, weil einmal durch die Auskunftsspflicht der Arbeitgeber, wie sie durch das Gesetz vom 19. Juni 1906 festgelegt worden ist, die Einschätzung der Arbeiter erheblich in die Höhe gedrückt wurde, und dann, weil das Reich im Begriff ist, die indirekten Steuerlasten der breiten Masse erheblich zu erhöhen. Schon die elementare Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit des Volkes hätte die Kommission des Abgeordnetenhauses verhindern müssen, in dieser Weise den Bogen zu überbücken.

Man ist in der Öffentlichkeit vielfach noch der Meinung, daß es sich bei der Frage des Wahlrechts mehr um einen Ausfluß theoretischer Erwägungen als um eine praktische Notwendigkeit handelt. Gerade die Steuerbeschlüsse des Abgeordnetenhauses sind geeignet, dem Volke darüber die Augen zu öffnen, was unter der Klassenwahl eigentlich zu verstehen ist, und welche Früchte das Dreiklassenwahlrecht zu verstehen muß. Wir hoffen und erwarten, daß gegen die Erhöhung der direkten Einkommensteuer, soweit die Klassen mit geringem Einkommen in Frage kommen, von den freisinnigen Parteien mit allem Nachdruck gekämpft wird. Wir hoffen uns aber auch nicht in der Annahme zu irren, daß der Dreiklassenlandtag mit seinem Steuerbeschlüssen einen neuen Nagel zu seinem Sarge geschnitten hat. Die Ueberzeugung, daß es so in Preußen nicht weiter gehen kann, und daß die Wurzel alles Übels in der Klassenwahl zu suchen ist, muß allgemein werden, wenn es auch in Preußen endlich tagen soll.

### Der Kampf um die Uenza-Minen.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 22. Januar.

Einer der vorgehobenen Finanzmänner in der Angelegenheit der Uenza-Minen, Portalis, hat der „Humanité“ eine merkwürdige Geschichte erzählt. Während der Algeriesverhandlungen habe Deutschland für seine Zustimmung Kompensationen verlangt. Er habe erklärt: Borscharteile in Marokko, so laßt uns einige Handelskonzessionen in Algerien. Unter diesen sei auch die Eisenbahnkonzession zur Ausnutzung der Uenza-Minen gewesen, an der Schneider, Krupp, Armstrong, die Gesellschaften der Eisenbahn und andere interessiert sind. Halb und halb sei ein solches Entgegenkommen versprochen worden, aber Clemenceau wolle dies ernsthaft abzulehnen nicht annehmen. Deshalb kämen von Zeit zu Uenza-Minen zur Debatte, die dann gleich wieder neu verhandelt werden.

Die Geschichte klingt ebenso sonderbar und anspruchsvoll wie alle übrigen Darstellungen dieses Minenstreits. Daß Clemenceau sich aber von irgend welchen Entschlüssen durch die Rücksicht auf Deutschland zurückhalten ließe oder gar, wie die „Humanité“ sich ausdrückt, den Ordres aus Berlin gehorchte, ist natürlich klarer Unsinn, der nur deshalb hier gekennzeichnet wird, weil bei der zurzeit herrschenden Stimmung gegen Clemenceau alles mögliche bespottet wird und vielleicht auch jenseits des Rheines böses Blut macht.

### Amerika und Japan.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

New-York, 22. Januar.

Präsident Roosevelt wird, wie ich höre, in wenigen Tagen dem Kongress eine Sonderbotschaft zu übergeben lassen, die sich mit dem Verhältnis zu Japan und den gegen die Japaner gerichteten Beschlüssen der kalifornischen Legislatur beschäftigt. Der Präsident, der das im letzten November abgeschlossene Abkommen als einen der bedeutendsten außerpolitischen Erfolge seiner Amtszeit ansieht, wird darin die großen Gefahren darlegen, die aus der einseitigen Politik der Gouverneure der ganzen Nation erwachsen. Es finden fortgesetzt Beratungen zwischen dem Präsidenten, dem Staatssekretär sowie führenden Mitgliedern des Senats und dem Repräsentantenhauses statt, bei welcher vor allem die Frage erwohnen wird, welche Handhabe die Verfassung bietet, um schädliche Folgen der japanischen Agitation in Kalifornien zu verhindern.

In der gegenwärtigen Situation tritt der Generalstab, wie man annehmen muß, um der dortigen Bevölkerung das Gefühl der Ruhe und Sicherheit zu geben, mit einem Plane betreffend Befestigungen an der kalifornischen Küste hervor. Danach soll mit einem Aufwand von 3 1/2 Millionen Dollar die im Süden Kaliforniens nahe bei Los Angeles gelegene San Pedro-Bai in einen bestfesten Hafen verwandelt werden. In seinem Bericht weist der Generalstab darauf hin, wie leicht eine gewisse flüchtige Macht den Hafen als Basis für Operationen gegen die pazifische Küste und gegen den Panamakanal benutzen könnte. Eine Veränderung des gegenwärtigen Zustandes könne nicht länger hinausgeschoben werden. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen wäre eine vom Westen her operierende Macht inlands, innerhalb zweier Monate nicht weniger als 300.000 Mann an der kalifornischen Küste zu landen. Eine solche Landung aber müsse um jeden Preis verhindert werden, da die Vereinigten Staaten nicht über die Truppen verfügten, eine an der Westküste gelandete große Armee wieder zu vertreiben. Von der gesamten kalifornischen Presse wird jetzt die Forderung vertreten, daß die atlantische Schiffsflotte sofort nach ihrer Rückkehr in die Heimat aufs neue nach der pazifischen Küste geschickt werde, die einem feindlichen Flottenangriff völlig ungeschützt ausgeliefert sein würde. Gehehe dies nicht, so müßte so schnell als irgend möglich ein neues pazifisches Geschwader gebaut und ständig in Kalifornien stationiert werden.

\*\*\*

London, 22. Januar. Die „Daily Telegraph“ aus Tokio meldet, sagte Ministerpräsident Katamura gestern in seiner Rede bei Eröffnung des Parlaments, während sich eine wichtige Freundschaft in den Beziehungen zwischen Japan und den anderen Mächten zeige, sei die englisch-japanische Allianz noch verstärkt worden.

### Das Drama von Sophus Michaelis.

„Revolutionshochzeit“, Schauspiel in drei Akten von Sophus Michaelis. Aus dem Dänischen von Marie Herzfeld. Aufführung im Hebbel-Theater.

Wir hatten den alten Historienstil, der die Geschichte dialogisierte und die Hütstammern aller Zeiten auf die Bühne brachte: das waren die Dramen der äußeren Bewegung. Wir hatten das psychologische Schauspiel, das mit leiser Behutsamkeit an nichts als an die Entfaltung seelischer Vorgänge dachte: das waren die Dramen der inneren Bewegung. Die Schlußzeit war seit Jahren, diese beiden Dinge verknüpft zu sehen, so wie sie, hoch über allem anderen dahnenden Erdenscheit, Schafepare ineinandergewoben hat. Der junge Däne, der gestern im Hebbel-Theater sein Erstlingsdrama aufzuführen ließ, ist kein Schafepare, aber er soll uns willkommen sein als einer, der diese Sehnsucht auf dem Wege zur Erfüllung ein Stück weiter führt. Er hat das Doppelgesicht des edlen Dramatikers, das eine, das mit weit aussehendem Blick am Horizont der ganzen Menschheit nach einem großen Stoffe sucht, das andere, das still verloren dem Kandelgänger der Herzen lauscht und ihre Lurche in sich selber nachzittern läßt. Gestaltlich schreitet in dieser jungen Mann und auch schon Zeitalter durch und durch; das wird ihm, soweit es die Ehrliebe seines besseren Konens verdunkelt, abgewandt werden müssen. Diese Theatralik ist doppelt überwunderlich bei einem Autor, dessen Romane nur ganz auf die innere Bewegung gestellt schienen. (Der nächste „Zeitgeist“ wird darüber etwas mehr sagen.)

April 1793. Die Revolutionsmänner beherrschen Frankreich, aber die Höhe ihrer Macht läßt schon den Niedergang ahnen. General Dumouriez, der Nachfolger Lafayette's, ist zu den Oesterreichern übergegangen, die nun mit den bourbonischen Emigranten nach Frankreich kommen, um die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen. Die Männer des Konvents sind gespalten. Sie bleiben die Zähne gegeneinander, und in der Ungewißheit darüber, was der nächste Tag ihnen selbst bringen wird, sind sie ewig nur in der gefeigerten Blut gegen alles, was nicht die dreifache Korde trägt. Eines ihrer Heere zieht den Oesterreichern entgegen,

und zur Bagage gehört auch die wandelnde Guillotine, die lange Vorreden vor ihrer Arbeit nicht liebt.

Dies alles ist schon in unzähligen anderen Revolutionsdramen geschildert worden, aber aus der Hand dieses Autors gestaltet es sich noch einmal leicht und mühelos, ohne fallisches Pathos im für und wider, mit dem sich der Gefühl für die Last, daß die Revolution, wie fast jede andere, eine Naturnotwendigkeit war und für ihren Segen kein Lob, für ihren Unfug keinen Tadel verlangt. Unbefangen, ohne Tendenz und parteilos gibt er mit diesem Hintergrund etwas allgemeines Wahres, so weit die Wahrheit überhaupt allgemein sein kann. Um so wirkungsvoller treten dann die Gestalten heraus, von denen, eine nach der anderen, Sophus Michaelis sagen kann: sie sind mein.

Auf dem Schloß Trionville, im Departement Nord, wartet Elaine d'Estroile des Bräutigams. Sie ist ihm seit Kindheitstagen versprochen. Während, mit der gelunden Einmütigkeit des in der Stille reif gewordenen Weibes, blickt sie der Brautnacht entgegen, diesen kurzen Stunden, die gleich zur Abschiedsfeier werden sollen. Ernest des Tréfaillies, der junge Emigrant, kommt mit den Oesterreichern über die Grenze. Er wird sein Mädchen freier und sich wieder in den Sattel schwingen, um die Pariser Fräulein zu züchtigen. Ernest ist ein guter Junge, ein Heimein am Herz, ein Träumer, der das Schwert nur als ein Gefäß der Ehre zu führen scheint. Er ist auch ein Freigänger. In das Weibesgefäß der eben erst Geliebten dringt der außererliche Klang der Markellais. Die Konventsarmerie ist da. Ihre Führer bewachen sich mit heißen Worten, aber die Haß auf alles, was nach bourbonischen Willen riecht, betreiben sie gemeinsam. Ernest des Tréfaillies wird schnell als Emigrant erkannt. Am nächsten Morgen Punkt sechs Uhr soll er erschossen werden. So war der Abschied nicht mit einem Scheiden für immer sollte die Liebeshand nicht schliefen.

Maine und Ernest schienen zusammengehören, aber der Hammer der Gefahr trennt sie nur, statt sie zusammenzuschnieden. Elaine will Liebe, Ernest will Leben. Seiner Seele fehlt die Besessene, die im Rausch der letzten Daseinsstunden die tiefste aller Berausungen trägt. Mit Mitteln, deren Feinheit sehr gerühmt werden muß, zeigt uns Sophus Michaelis dieses Auseinanderstreben der beiden. Wie zart,

wie menschenfeindlich weiß er anzudeuten, daß Elaine den Zusammenbruch ihrer Liebe zu Ernest nicht ahnt, nicht ahnen will. Die um ihre Schuldigt betrogene Braut zittert nicht. Jenes mütterliche Gefühl, das schon die kleinen Mädchen für ihre Puppen sorgen läßt, das Bedürfnis, Schwauche zu beschützen, ist in der Achtzehnjährigen so reg, daß sie nur einen Wunsch hat: der dummen, guten, verängsteten Vordien zu retten. Sie bringt dafür das größte Opfer, sich selbst. Dem Kommandeur der feindlichen Truppen, Marc Arrou, sagt sie: Hilf ihm zur Flucht. Ich hab's.

Nun kommt ein neuer Zug; dieser Sophus Michaelis kennt die Frauenherzen, und er weiß, wie Reuschheit und die Luft, sich hinzugeben, darin miteinander kämpfen. Marc Arrou, ein starrer Dogmatiker der Revolution, wird weich vor der zarten Berührung Maines und tut, was er nicht tun darf. Er läßt Ernest des Tréfaillies fliehen, er selbst harret mit dem schweigenden Trost des siegesgewissen Mannes auf seinen Lippen. Elaine höhnt ihn und verächtelt sich gegen ihn. Gegen ihn? Dieser Föhn, dieses Scherzreden ist nur die Leichenrede ihrer jugendlichen Ehen. Langsam entblättert der Dichter ihr inneres Wesen. Erst spät gesteht sie ein, was ihr Herz schon lange gepöht hat. Marc Arrou ist der ihr vorbestimmte Mann, auch Ernest des Tréfaillies ist auch schon in der Wiege zugeprochen worden sein. Marc Arrou war der Traum ihrer heimlichen Stunden, Marc Arrou soll der Herr ihrer ersten Brautnacht sein.

Es kommt der dritte und letzte Akt. Ueber heißen Liebesstunden grant der Tag. Sophus Michaelis, überströmend von Begierde, seine Gestalten in immer neue Beleuchtungen zu stellen, macht nun Marc Arrou zum Protagonisten. Reunt der junge Däne seinen Heinrich v. Kleist? Weich er, daß schon der Dichter des „Pringen von Homburg“ den Mut gehabt hat, die Todesstunde eines edlen Mannes darzustellen und das Publikum, das immer eine glatte Bejahung oder Verneinung verlangt, zu irritieren? Auch Marc Arrou, von der Liebe dieser Nacht zum höchsten Daseinsgefühl getrieben, ringt fürstlich mit dem Gespenst des nahen Todes. Eine prächtige Szene. Dann bestimt er sich, dann ermannt er sich. Aus seinem eigenen Munde klingt das rauhe Kommando „Feuer“; er schießt, weil er, um einen Emigranten zu retten, das heilige Kaddegesetz des Konvents mißachtet hat. Würdig seiner selbst, würdig der Frau, die ihn beglückt hat.